

## **1. Rundbrief Uganda**

Ocer Campion Jesuit College, 27.10.2011

Ihr Lieben,

endlich ein erstes Lebenszeichen aus dem tropischen Äquatorial-Afrika. Nur dreieinhalb Wochen sind seit meiner Ankunft in Uganda vergangen und trotzdem kommt es mir vor, als wenn sämtliche Erinnerungen an Deutschland durch die Vielzahl von neuen Eindrücken, Begegnungen und Emotionen sehr stark ins Unterbewusstsein gedrückt wurden. Doch immer wieder gibt es mal kurze Ruhepausen, in denen ich innerlich nach Deutschland zurückkehre und mich an die letzten turbulenten Tage und an euch alle erinnere. Dann spüre ich diese kleine, lodernde Flamme, die ein großes Mitteilungsbedürfnis in mir entfacht. Deswegen nun ein paar Zeilen - besser Seiten - über meine ersten Erfahrungen. Ich versuche mich kurz zu fassen, jedoch garantiere ich für nichts. Gerade am Anfang gibt es einfach sehr viel zu erzählen.

Die ersten fünf Tage habe ich in Kampala verbracht, um mich ein wenig an die neue Umgebung zu gewöhnen. Danach fuhr ich nach Gulu zum „Ocer Campion Jesuit College“, in dem ich im kommenden Jahr als Freiwilliger arbeiten werde. Das letzte Wochenende verbrachte ich erneut in Kampala, um ein paar Dinge für die Schüler zu organisieren. Jetzt bin ich jedoch wieder zurück in Gulu.

### **Die ersten Tage in Kampala**

In Kampala leben 1,5 Millionen Menschen, davon ca. 80 Prozent in Slum-artigen Behausungen. Oft sieht man Hütten, die am Rande von kleineren Hängen ohne fundierte Befestigungen aufgestellt wurden und die wahrscheinlich bei einem der nächsten starken Regenfälle Opfer der Bodenerosion werden. Der Kontrast zwischen arm und reich ist schon ziemlich deutlich. Es gibt Hotels und Shoppingcenter wie in Europa. Jedoch auch den bitteren Überlebenskampf, mit dem sich die Mehrheit der Menschen herumschlägt. Kampala liegt in einer sehr hügeligen Region. Aufgrund des tropischen Klimas und den derzeit vielen Regenfällen (Regenzeit) sowie des fruchtbaren Bodens besitzt Kampala eine üppige Flora und Fauna. In den frühen Morgenstunden, wo die Stadt noch nicht ihren maximalen Lärmpegel erreicht hat, erklingt ein Gemisch aus vielerlei Tiergesängen. Diese Vielfalt habe ich in Deutschland in der freien Natur noch nie so erlebt. Hin und wieder werden auch Rinderherden durch die Stadt getrieben. Stellt euch vor: ihr lauft durch Berlin-Zehlendorf und plötzlich treiben ein paar Burschen eine Rinderherde auf euch zu.

Während meiner Tage in der ugandischen Hauptstadt habe ich im Xavier House, der dortigen

Jesuitenresidenz, gewohnt. In diesem Stadtteil fällt ziemlich oft der Strom aus. Einmal hatten wir gerade das Tischgebiet beendet und just in diesem Moment ging das Licht aus – was auch immer das zu bedeuten hat!?

Kampala besitzt keine öffentliche Müllentsorgung. Jeder lässt seinen Müll dort fallen, wo er gerade



ist. Sehr gebräuchlich ist auch, den Müll einfach aus dem Autofenster zu schmeißen. Das war für mich schon komisch, mitten in der City meine Bananenschale „über Bord“ zu werfen. Man sieht unheimlich viele Ecken, Gräben und Bäche, in denen sich der Müll ansammelt. In Kombination mit mangelnden Sanitäreinrichtungen ergeben sich so Gerüche, die ich nur von Gullys kenne.

Der Verkehr in Kampala ist chaotisch und nicht selten ziemlich gefährlich. Prinzipiell gibt es keine Fahrbahnmarkierungen und geschätzte fünf Kreuzungen mit Ampeln in der ganzen Stadt. Hauptstraßen sind in der Regel asphaltiert doch prinzipiell in einem unglaublich schlechten

Zustand. Schlaglöcher von 1m Durchmesser und bis zu 40cm Tiefe sind keine Seltenheit. Durch mangelnde Fahrbahnbefestigungen, Instandhaltung und die starken Regenfälle, verlieren die Fahrbahnrandern immer mehr an Stabilität, bröckeln auf und sorgen dafür, dass die Straßen immer schmaler werden. Radwege sind hier Fremdwörter, Fußwege existieren kaum und wenn doch, werden sie als Parkflächen genutzt. Eigentlich alle Nebenstraßen sind extrem unebene Sandwege, die mit einem normalen PKW, gerade nach schweren Regenfällen, nur schwer passierbar sind. Ein öffentliches Verkehrsnetz wie in Deutschland gibt es nicht - Straßenbahn, S-Bahn oder Busse sucht man hier vergeblich. Dafür gibt es gefühlte Tausende von Toyota-Kleinbussen (weniger geräumig als ein VW-Transporter, jedoch minimal 15 Passagiere pro Bus), die als Taxis fungieren. Diesen fahren von einem zentralen Taxiparkplatz in jede Ecke der Stadt. Weiterhin operieren Motorradtaxis, die sogenannten „Boda-Bodas“, als Personentransportmittel. Dies ist das schnellste jedoch auch gefährlichste Verkehrsmittel. Eine Helmpflicht besteht nicht und öfters sieht man Motorräder mit 3-5 Personen (zB.: Fahrer, Mutter und 3 Kinder). Auch werden



sämtliche Gepäckstücke wie Kisten, Spiegel oder Bündel von mindestens 3m langen Streben mit den „Bodas“ transportiert. Ist man mit dem Auto unterwegs, so können die „Bodas“ ganz schön zur Plage werden, da sie sich immer und überall durchdrängeln. Fährt man zu wenig draufgängerisch, so ist man schnell von 10 Motorädern umringt, die in die Lücke springen. Insgesamt ist die Fahrweise aus deutscher Sicht sehr undiszipliniert und ohne alle Regeln. Jeder versucht so schnell wie möglich ans Ziel zu kommen und so wird jede kleine Lücke im Straßenraum ausgenutzt. Oft entstehen Situationen, in denen dann nichts mehr geht, weder vor noch zurück. Im Berufsverkehr sind quasi



alle Straßen nahezu dicht und Strecken die man zu verkehrsarmen Zeiten mit dem Taxi in 15 Minuten zurücklegt, ist man im Traffic Jam zu Fuß schneller. Durch den Drang gerade für die Taxi- und Boda-Boda-Fahrer in möglichst kurzer Zeit viele Personen zu befördern und dadurch mehr zu verdienen, entstehen oft gefährliche Überholmanöver oder das Abdrängen der schwächeren Verkehrsteilnehmer (Bodas, Radfahrer und Fußgänger). So wurde ich Zeuge, wie ein Taxi ein Boda in den Straßengraben gedrängt hat – zum Glück ohne schwerwiegende Folgen. Doch oft kommt es eben auch anders. Einer der Jesuiten berichtete, wie er einmal folgende Situation beobachtete: Ein

Boda-Fahrer mit einer schwangeren Frau als Passagierin wollte abbiegen und wartete in der Fahrbahnmitte. Aus der Gegenrichtung kam ein Taxi angerast. Um dem Taxi noch ausweichen zu können beschleunigte der Boda-Fahrer sehr schnell. Dabei fiel die Frau vom Motorrad, wurde voll vom Taxi erwischt und war auf der Stelle Tod. Diese Situation zeigt zum einen die hohe Unfallgefahr und zum andern die rücksichtslose Fahrweise der Taxi-Fahrer. Weiterhin gilt: wenn man als Fußgänger oder Radfahrer knapp hinter sich eine Hupe – ein sehr gebräuchliches Mittel im Straßenverkehr – erklingen hört: „Springe schnellstmöglich zur Seite, sonst wirst du einfach über'n Haufen gefahren. Kurzum – es gilt das Recht des stärkeren Verkehrsteilnehmers. Dazu kommt noch, dass es unheimlich viele alte Fahrzeuge gibt, die den Anschein erregen, beim Durchfahren des nächsten Schlaglochs auseinander zu fallen. Dem Alter entsprechend sind die Schadstoffemissionen ebenfalls sehr hoch. Nicht selten findet man sich in einer Abgaswolke wieder. Ganz typisch sind auch unzählige Straßenverkäufer. Kommt der Verkehr einmal zum stehen, so springen sofort einige Menschen auf die Straße um ihre Waren anzubieten. Einmal, als ich mit einem der Jesuitenpater unterwegs war und in einen Stau geriet, befand sich neben uns, inmitten auf einer drei-spurigen Straße, plötzlich ein bettelnder Rollstuhlfahrer.

Neben dem Aufsagen dieser vielen neuen, ungewohnten und überwältigenden Eindrücken verbrachte ich die ersten Tage mit dem Studium der Geschichte Ugandas und der Acoli-Sprache. Ab

und zu wagte ich mich dann hinaus in die noch so unbekannte Stadt. So besuchte ich z.B. Susi Möller, eine Deutsche, die schon 2,5 Jahre für den JRS (Jesuiten Flüchtlingsdienst) arbeitet. Susi half mir, mich am Anfang ein wenig in der unbekanntenen Metropole zu orientieren. Auch begleitete ich des Öfteren Pater Jim Strzok auf seinen Erledigungstouren. Jim ist gelernter Physiker und verantwortlicher Bauleiter des Ocer Campion Jesuit Colleges. Während dieser Touren lernte ich Vertreter verschiedener Stahlfirmen, Solarenergiefirmen, Banken etc. kennen und bekam gleichzeitig ein paar Gratis-Rundtouren durch Kampala. Einmal mussten wir irgendwo parken und Jim war sich nicht sicher, ob es erlaubt war. Deshalb meinte er nur: Da ich ja den „Internationalen Führerschein“ hab, sollte ich das Auto bei Bedarf einfach wegfahren und wir würden uns schon irgendwo finden. Naja, ihr könnt euch sicherlich vorstellen, dass ich nicht gerade „heiß“ darauf war, mich mit einem unbekanntem Fahrzeug im Linksverkehr in einer unbekanntenen Stadt in den chaotischen Verkehr zu stürzen. Glücklicherweise blieb es bei den Gedanken „Was wäre wenn“.

Wann immer ich in das Xavier-House (Jesuitenresidenz) zurückkehrte, konnte ich herrlich abschalten und zur Ruhe kommen. Dazu beigetragen haben die überaus gastfreundlichen Paters, Novizen, Angestellte und die täglichen Messen am Abend. Der Minister bot mir fast jeden Abend Bier an: Ich komme ja aus Deutschland und da wäre es doch üblich, dass man Bier trinkt.

Nach fünf Tagen in Kampala ging es dann am Freitag endlich nach Gulu. Da Pater Jim auch nach Gulu musste, legten wir die 350 Kilometer gemeinsam zurück. Uganda ist besonders während der Regenzeit ein überaus grünes und fruchtbares Land. Dementsprechend war die Landschaft entlang des Highways bestückt mit Palmen, Elefantengras, Wiesen und diversen Pflanzen - einfach schön anzuschauen.



Auf unserem Weg querten wir den Nil, passierten kleinere Dörfer, wild herumlungernde Affen und etliche Schulkinder auf dem Weg nach Hause. Da die Schulen oft nicht im gleichen Dorf sind, müssen viele Kinder täglich etliche Kilometer zu Fuß zurücklegen.

Vergleicht man die Landbevölkerung mit der in den Städten so ist die Armut auf dem Land noch ersichtlicher. Das zeigt sich zum Beispiel darin, dass es kaum noch Autos oder „Bodas“ gibt. Die vorherrschenden Transportmittel sind das Fahrrad oder eben die eigenen Beine. Ein weiteres Anzeichen sind die Straßenverkäufer, die ihre Waren an Durchreisende mit Geld verkaufen wollen. Objekte besonderer Begierde sind hier Muzungus (Weiße). Als wir unterwegs anhielten, war unser Auto sofort von unzähligen Personen umringt, die uns Orangen, gegrillte Fleischspieße, Sodas oder geröstete Cassava bzw. Mais anboten. Das war schon sehr befremdlich, wenn nicht gar aufdringlich – ich wusste nicht so richtig, wie reagieren sollte. Doch am meisten hat mir zum Nachdenken gegeben,

wie viele dieser Verkäufer am Abend wohl ohne große Gewinne nach Hause gehen werden. Auf meinen Kommentar zu Jim, dass ich ja am liebsten von jedem etwas kaufen würde, antwortete er nur, dass es einfach viel zu viele arme Menschen sind.

Mit Ausnahme von wenigen neueren Streckabschnitten sind die Highways eine mittlere Katastrophe. Vergleichbar mit unseren Land- bzw. Bundesstraßen - nur eben in einem sehr bescheidenen Zustand. Auch hier gibt es gefährliche Schlaglöcher und durch mangelnde Befestigung reicht die asphaltierte Fahrbahn an manchen Stellen nur zu einer Breite von 4 Metern. Die Ränder sind Asphaltabbrüche die im Sand oder Schlamm enden. Auf jeden Fall brausen und holpern die Fahrzeuge in beide Richtungen mit locker 100 km/h und einem gefühlten Abstand von wenigen Zentimetern aneinander vorbei. Beim Überholen eines Brummis muss man schon mal die Hupe für ein paar Sekunden dauer aktivieren. Nichtsdestotrotz erreichten wir Gulu sicher und mit einer nicht allzu schlechten Fahrzeit.

### **Ocer Jesuit Campion Jesuit College**

Die Schule liegt ungefähr 10 Kilometer östlich von Gulu zwischen den Dörfern Unyama und Avic. Fährt man zur Schule, so deutet nichts darauf hin, eine solche „Oase“ zu finden wie das „Ocer Campion Jesuit College“ (OCJC). Die Straße ist eine Mixtur aus Sand- bzw. Schotterpiste und die Häuser sowie Hütten lassen eher auf eine schlichte und ärmere Lebensweise schließen. Doch dann, nach dem passieren des Schultors, eröffnete sich mir ein kleines Paradies. Dort, wo vor ca. 3 Jahren dichter Busch gewesen ist und bis 2006 die Rebellen der LRA ihren Schutz im Elefantengras gesucht haben, erstreckt sich nun ein riesiges Areal mit modernen Gebäuden mit Blitzableitern, Fußball- und Volleyballplatz, Wassertanks, Sanitäreanlagen, Abwassergräben, Solarstromversorgung und einem



kleinen Stausee, indem erst kürzlich 2000 kleine Fische zur Züchtung eingelassen wurden. Fertiggestellte Gebäude sind die zwei Jesuitenwohnhäuser für je bis zu 4 Paters/Brüder bzw. Gäste, ein Unterrichtsgebäude sowie Wohnheime für Schüler, zwei Küchen, eine Lagerhalle für die Bauarbeiten und Büros für die festangestellten Schulmitarbeiter. Da noch einige Gebäude in der Bauphase sind, wird zum Beispiel das

fertiggestellte Wohnheim für die Mädels derzeit zum Unterrichten, zum Essen und zur Unterbringung der Mädels, des Arztzimmers, der Lehrerzimmers, zwei Schwestern des „Sacred Heart“-Ordens sowie drei weiteren Angestellten genutzt. Demnächst wird ein reines Unterrichtsgebäude fertiggestellt. In diesem befinden sich drei Labore für Chemie, Physik und Biologie sowie vier weitere Unterrichtsgebäude. Auch eine Bibliothek wird dort ihren Platz haben. Eine Bibliothek aus der USA

spendete dem OCJC einen Container mit 300 Kisten voll mit Büchern. Diese müssen noch nach Fach und Eignung für die Altersklassen sortiert werden. Der Rohbau des neuen Wohnheims für die Jungs ist auch schon gut fortgeschritten. Dort ist der Dachstuhl fast fertig.

Derzeit gibt es drei Klassen an der Schule zu je ca. 40 Schüler. Das ugandische Schulsystem teilt sich grundsätzlich in zwei Schularten ein. Die Schule für die Jüngsten ist die Primary School. Hier verbringen die Schüler 7 Jahren. Dem schließt sich ein vierjähriger Aufenthalt auf der Secondary School an. Das OCJC ist prinzipiell als Secondary-School ausgelegt. Da jedoch viele Schüler nur über eine rudimentäre bzw. mangelnde Primary School-Bildung verfügen, gibt es am OCJC eine P7-Klasse (siebte Jahr in der Primary School) als Vorbereitung für die Secondary School. Weiterhin haben wir zwei S1-Klassen (erste Jahr der Secondary School). Anbei sei erwähnt, dass es sich bei dem OCJC um eine Internatsschule handelt.

Das Schuljahr ist in drei Terms eingeteilt und läuft von Anfang Februar bis Anfang Dezember. Momentan büffeln die Schüler gerade für die schriftlichen Endprüfungen im dritten Term. Der Alltag für die Schüler ist strickt geregelt. Für die S1 gestaltet er sich wie folgt.

Um 5 Uhr in der früh werden die Schüler geweckt. Dann ist bis 6.40 Uhr Selbststudium als Schulvorbereitung angesagt. Bis zum Morgenapell um 7.10 Uhr werden die Schlafräume und Wohnheime geputzt. 7.30 bis 9.30 Uhr folgen die ersten drei Unterrichtsstunden a 40 Minuten mit fließendem Übergang. Anschließend gibt es Frühstück: ein Teller flüssiger Maisbrei für jeden. Zwischen 10 und 14.30 Uhr gibt es weitere 5 Unterrichtsstunden mit 10 Minuten Pause. Während der Mittagspause gibt es festen Maisbrei meist mit Bohnen garniert. Ab 14.20 folgen noch einmal 3 Unterrichtseinheiten. Dem schließen sich Clubs und Sport-Zeiten an. Mittlerweile sind wir bei knapp 18 Uhr. Nun ist Duschen und Waschen angesagt. Nach dem Abendbrot (wieder Maisbrei und Bohnen) ist von 19 bis 21.30 wieder Selbststudium angesagt. Vor der Nachtruhe um 22 Uhr müssen die Schüler noch die Klassenräume und Klos säubern.

Am Samstagvormittag wird meistens auch unterrichtet. Am Nachmittag wird dann Rosenkranz gebetet und es schließt sich die Chorprobe an. Oft gibt es noch Sonderveranstalten, um die Schüler z.B. über bestimmte Gesundheits- oder Hygieneprobleme zu informieren. Ebenfalls vorrangig am Samstag wird das Waschen der Klamotten und Schuluniformen erledigt. Der Abend ist frei für Entertainment. Dann versammeln sich alle Schüler in einem Raum und dürfen Film schauen und Musik hören. Am Sonntagmorgen gibt es einen gemeinsamen Gottesdienst. Den Rest des Tages dürfen die Schüler entspannen oder bei Bedarf sich dem Sport oder Selbststudium widmen.

Die 120 Schüler werden von ca. 16 Lehrern, Jesuiten und Angestellten organisiert und unterrichtet. Darüberhinaus gibt es ungefähr 60 Acoli (Einheimische aus dem Acoliland), die auf dem Schulareal verteilt arbeiten und für die Zubereitung des Essens, die Bewirtschaftung der Felder, die Bewachung des Haupttores und den Fortschritt der Bauarbeiten zuständig sind.

Mein Empfang in der Schule war zweigeteilt. Die Lehrer, Pater und Brother begrüßten mich recht herzlich. Alle anderen, die Schüler und Arbeiter, schauten am Anfang nur neugierig und waren anfangs etwas zurückhalten. Bei den Schülern lag es meiner Meinung daran, dass sie mich nicht kannten und sich nicht richtig trautes. Bei den Arbeitern waren es wohl u.a. sprachliche Barrieren. Mittlerweile hat sich beides äußerst positiv gewandelt. Durch immer wiederkehrende Berührungspunkte mit den Schülern war die Scheu schnell überwunden und seitdem ich die Acoli in ihrer Muttersprache grüßen kann, kommt so gut wie immer eine positive und freudige Antwort zurück. Den ersten offiziellen Kontakt mit den Schülern bekam ich am 9. Oktober,



dem Sonntag nach meiner Ankunft. Dies ist in Uganda ein Feiertag, da dort die Unabhängigkeit vom britischen Empire gefeiert wird. Also 49 Jahre später an einem wunderschönen Sonntagmorgen begannen wir die Messe mit dem Gedenken an diesen historischen Tag. Zu Beginn hissten wir die Flagge und sangen die Nationalhymne Ugandas. Im Zusammenhang mit dem Gedenken an den wahrgewordenen Traum, die Freiheit des Landes, teilten Schüler und Lehrer ihre eigenen Träume für uns selbst, die Schule und Uganda. Nachdem mich Father Jim schon vor der Messe informiert hatte, bekam ich so die Möglichkeit, mich vorzustellen, zu erklären warum ich da bin und von was ich



träume. Auch durfte ich gleich ein Song mit Gitarrenbegleitung zum Besten geben. Und nachdem ich alle Anwesende singenderweise in den Refrain integriert hatte, wollten die Schüler noch mehr Musik. Am Nachmittag gab es noch 2 richtig tolle Fußballmatches. Eines zwischen den Mädels und eins zwischen den Jungs. Dabei avancierte ich zum Sportfotografen und ich sag euch: als Fotografenbanause ist es nicht einfach den

richtigen Moment zu timen. Entweder man drückt zu spät oder zu früh. Beide Matches wurden in spannenden Elfmeterkrisen entschieden. So verlebte ich einen ersten tollen Tag mit den Kids.

Ihr fragt euch sicherlich schon die ganze Zeit, was ich den hier so genau mache. Im Grunde gibt es so richtig noch keine wirklich festen Aufgaben. Es ist eher ein vorsichtiges Herantasten und Ausprobieren an das, was es mal werden könnte. Auch bin ich ja mitten im Term hereingeplatzt und so ist es schwierig gleich mit vollem Einsatz in bestimmte Aufgaben einzusteigen.

Vorrangig in den Klassen der S1 unterstütze ich den Mathe- und Physikunterricht als Assistenzlehrer.

Das zahlt sich vor allem dann aus, wenn Übungen von den Schülern einzeln gerechnet werden und wir dann zu zweit herumgehen und Fragen beantworten oder Ergebnisse korrigieren.

Viele der Schüler haben immer noch große Probleme mit der Elementarmathematik. So werden Aufgaben z.B. aufgrund der Multiplikation zweier negativer Zahlen zu einer Herausforderung ungeahnten Grades. Auch besitzen viele Schüler unnötigerweise Taschenrechner. Die Rechnungen sind derzeit ohne Probleme per Kopf zu erledigen. Einige der Schüler können den Rechner auch noch nicht richtig bedienen. So tippen sie irgendwelche



Ergebnisse ein und nehmen das Ergebnis hin, ohne gedanklich überprüft zu haben, ob es Sinn macht. Nach mehreren Anläufen haben wir jetzt mit den beiden Mathelehrern beschlossen, die Taschenrechner aus dem Unterricht zu verbannen. Doch irgendwie scheint Dennis (S1-Teacher) die Notwendigkeit nicht zu sehen, das konsequent durchzuziehen. Wird wohl noch eine Weile dauern und ein paar Erinnerungen erfordern, bis die Idee fruchtet. Meine erste Mathe-Stunde, die ich ohne Begleitung hielt, fand an einem Samstagabend statt. Hinterher kamen ein paar Schüler zu mir und meinten, ich hätte zu leise und zu schnell gesprochen. Naja, das hätten sie ja auch gleich sagen können, dachte ich mir. Das ist halt eine Form von Höflichkeit und Respekt Fremden gegenüber, die ich erst kennenlernen musste. Hin wie her, vor einer Woche durfte ich dann 6 Stunden hintereinander Mathe unterrichten, da Teacher Dennis an diesem Tag nicht zugegen sein konnte. Das hat ganz schön geschlaucht. Da habe ich gemerkt, wie anstrengend es ist, 6 Stunden durch zu unterrichten. Nebenbei gibt es immer wieder Nachhilfestunden für einzelne Schüler oder –Gruppen. Dem Mathe- und Science-Lehrer der P7 hab ich letztens auch mal ein Sonntagnachmittag beim Korrigieren, natürlich mit Musterlösungen, geholfen.

In den Sportzeiten spielen meistens alle Schüler Fußball, Ball über die Leine oder Volleyball. Hier besteht mein Beitrag darin, dass ich einfach mitmische. Nächsten Samstag haben wir Sportfest. Dafür haben wir letztens Joggen trainiert. Zusammen mit zwei weiteren Lehrern sind wir mit 80 Schüler außerhalb des Schulgelände rennen gewesen. Da die Schüler nur sehr selten und nur mit Genehmigung rauskommen war das natürlich für viele ein großes Erlebnis. Als ich mich dann auch mal im 100m Sprint versucht habe, musste ich kläglich feststellen, dass meine Disziplin wohl eher die Ausdauer ist. Das Highlight des Sportfests ist ein Fußballmatch zwischen den Schülern und einem Team aus Lehrern, Köchen und Arbeitern über 90 Minuten und einem kleineren Großfeld. Mal sehen, wie ich das überstehe.

Bisher wurde der Müll für die P7 immer im ziemlich nah des Schulgebäudes und direkt neben den

sanitären Anlagen gelagert. Als ich einmal zum Hospitieren in einer Klasse saß, wurde gerade der Müll (Plaste, Papier, Essensreste etc.) verbrannt. Dies verursachte einen stinkenden und giftigen Rauch, den der Wind direkt ins Klassenzimmer trug. Außerdem zieht er kleiner Tiere und Insekten an. Da der Campus groß genug ist und der Müll meiner Meinung auch woanders gelagert und gegebenenfalls verbrannt werden kann, veranlasste ich mit Father Jim, eine Verlagerung des



Mülldepots. Außerdem haben wir jetzt 2 Tonnen (zwei alte Regentonnen), in denen wir den organischen Müll vom Rest trennen. Wie ihr euch vorstellen könnt, wird es noch eine Weile dauern, bis aller verstanden haben, warum und weshalb. Außerdem wir der einfache Papiermüll nun nicht mehr weggeschmissen bzw. verbrannt, sondern als Anfeuerungsmaterial für die Küchen gesammelt.

Um meinen Mitbewohner, den Deputy und den Fachgruppenleiter in Englisch am OCJC, Johnmarry, ein wahrer Workaholic, zu entlasten, fahre ich zwei mal mit Madame Jeanne, der Dame für die Finanzen, in die Stadt Gulu, um für die Köche bzw. Schüler einzukaufen. So geht's dann beispielsweise zu einem bunten Markt, wo wir Zwiebeln, Bananen, Ananas, Mandarinen oder allen möglichen Haushaltskram besorgen. Oft bringen wir auch den Mais, der von unserem schulinternen Ackerbau stammt, zur Mühle. Dort werden dann jede Woche 4-5 Säcke Mais zu je 100 kg klein gemahlen. Der Verkehr in Gulu ist zwar typisch afrikanisch mit vielen Schlaglöchern und Fahren nach dem Gesetz des Stärkeren, doch ist er wesentlich entspannter als in Kampala, da Gulu einfach viel kleiner und überschaubarer ist. Insofern komme ich ganz gut zurecht. Natürlich muss man immer verdammt aufmerksam sein und auch mal einen „Boda-Boda“-Fahrer oder Fußgänger per Hupe zurechtweisen, wenn diese mal wieder kurz entschlossen zu weit in den Fahrbahnraum gelangen.

In der Nacht vom Sonntag zum Montag hatte es furchtbar viel geregnet. Und so verwandelten sich die Straßen teilweise in Schlammrinnen. Im Großen und Ganzen war das auch kein Problem, da das Wasser recht gut ablaufen kann. Als wir am Montag in die Stadt fahren, wir hatten unterwegs noch drei Acoli-



Damen eingeladen, passierten wir eine solche wasserdurchdrungene Stelle. Und obwohl wir mit einem Truck mit Federung unterwegs und ich an dieser Stelle maximal 25 km/h fuhr, geriet das Gefährt ins Schlingern und wir landeten mit den Vorderrädern im linken Straßengraben. War echt ein bescheidenes Gefühl, so überhaupt nichts machen zu können. Naja, hin wie her, mit Allradantrieb wären wir vielleicht ohne Hilfe rausgekommen, doch da nur die Vorderräder angetrieben wurden

und diese sich immer weiter in den Schlamm bohrten, hatten wir keine Chance. In Deutschland hätte man wahrscheinlich den ADAC gerufen, doch so etwas gibt es in Uganda im hohen Norden leider nicht. Glücklicherweise hatten sich schon bald etliche Acoli aus dem umliegenden Dorf um uns versammelt. Zuerst probierten es ein paar Acoli nur mit schieben und meiner Unterstützung im Rückwärtsgang - doch ohne Erfolg. Erst nach Freilegen der Vorderräder und dem Platzieren von zerbröckelten Ziegelstein hinter den Rädern (um die Haftreibung zu erhöhen) und mit vereinten Kräften von 10 Acoli kamen wir wieder frei. Am Ende mussten wir 5000 ugandische Shilling (ungefähr 1,3 Euro) an die Community (Dorfgemeinschaft) als Entschädigung für die Hilfe zahlen. Ich war froh und dankbar, als wir unsere Tour fortsetzen konnten.

Wie ich ja bereits erwähnt hatte, konnte ich bereits im Unabhängigkeitstagesdienst mit den Schülern singen. Auch innerhalb der letzten Wochen haben wir zusammen gesungen. Einige der Schüler zeigten wirkliches Interesse daran, Gitarre spielen lernen zu wollen. So plane ich nächste



Woche mit einer Musik-AG anzufangen. Teil davon wird einfach gemeinsames Singen sein. Aber ich denke, dass ich in diesem Rahmen ebenfalls Gitarre unterrichten werde oder die Schüler unterstütze, dass sie sich gegenseitig das lokale Saiteninstrument beibringen. Vielleicht kann ich damit auch erst nächstes Jahr starten, da die Schüler derzeit stark mit Lernen für die Examen beschäftigt sind.

Ja und in der oben erwähnten Bibliothek wartet auch noch extrem viel Arbeit. Das Problem hier ist, dass in Uganda, zumindest im hohen Norden, keine Lesekultur herrscht. Deshalb ist es schwer, die lokalen Lehrer zu animieren, die entsprechenden Fachbücher zu sichten und zu entscheiden, ob sie für die entsprechenden Altersgruppen geeignet sind. Viele erwarten, dass sie von der Schule ein Lehrbuch vorgesetzt bekommen, nachdem sie unterrichten können. Insofern bleibt die Buchauswahl an anderen Personen hängen. Hier werde ich spätestens nach Beendigung des dritten Terms fleißig mit wirbeln.

Zwischen all den Tätigkeiten sitze ich immer wieder mit Schülern zusammen zum quatschen über die Schule, Englischen Fußball oder Deutschland. Letztens wollte einer der Schüler mein Fotoapparat ausprobieren. Das endete darin, dass immer mehr Schüler kam und sich somit eine lustige Fotosession mit Grimassen, Posen und artistischen Motiven entwickelte.

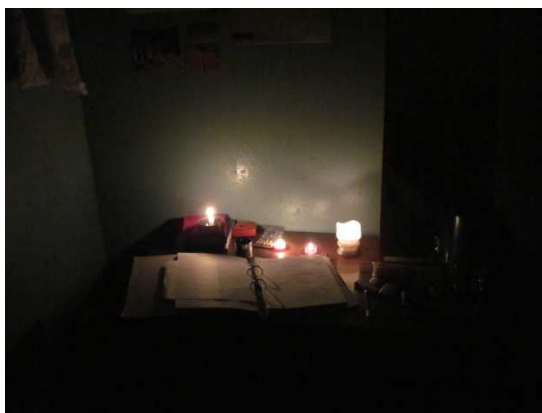
Für alle, die es noch nicht wissen, die offizielle Sprache für die Schüler ist Englisch. Doch bemühe ich mich, wenn es die Zeit zulässt, meine Acoli-Kenntnisse zu verbessern. Dabei helfen mir vor Allem die Schüler und Jeanne (Finanzdame). Es ist so lustig mit den Schülern und auch Jeanne zu lernen, weil

sie sich über meine Aussprache und das Verknoten meiner Zunge und Gesichtsmuskulatur immer so herzlich amüsieren. Wenn dieser Brief beendet ist, werde ich dazu hoffentlich mehr Zeit haben, mein Lernpensum zu erhöhen. Theoretisch kann ich schon bis 100 zählen, weiß die Zeitformen und einige grundlegende Sätze. In der praktischen Anwendung hapert es jedoch noch gewaltig. Vor ein paar Tagen bin ich nachts abends Hause geradelt und habe die Leute mit „Guten Morgen“ begrüßt – kann ja mal passieren.

Um mobil zu sein habe ich mir bereits ein Radel zugelegt. So kann ich unabhängig und dazu kostenlos in die Stadt radeln und außerdem meinen täglichen Schulweg von 1,5 km schneller zurücklegen. Das Fahrrad ist ein chinesisches Produkt und eine Kreuzung aus City- und Mountainbike. Dem entsprechend ist auch die Qualität. Schon nach dem ersten Kilometer lockerte sich die Mutter der linken Kurbel und fiel wenig später ab. Nach mehrmaligen Fixierens und erneutem Abfallens hatte einer der Vorarbeiter die Idee, 2 Komponentenkleber zu nutzen und tatsächlich, jetzt funktioniert es. Nur manchmal muss ich das Radel in der Schule spät am Abend stehen lassen, wenn mal wieder ein heftiges Gewitter über die Schule zieht. Dann fährt mich jemand mit dem Auto heim. Mit Gewittern ist in Gulu nicht zu spaßen. Nicht lange vor meiner Ankunft sind bei einem Gewitter an die 20 Menschen durch Blitzschlag ums Leben gekommen. Die Gebäude auf dem Schulgelände haben übrigens alle Blitzableiter. Das ist schon eine Besonderheit für die Schule hier. Ich hörte bereits Geschichten von anderen Schulen, wo Schüler schwere Verbrennungen davongetragen haben, weil eben die Blitze direkt in die Schulgebäude einschlugen.

## **Mein Zuhause**

Nach dem ich die erste Woche noch als Gast in einer der Jesuitenresidenzen gewohnt habe, bin ich,



wie bereits meine beiden Vorgänger Beate und Friederike, in ein kleines Dorf namens Avic umgezogen. Dort habe ich in einem Haus mit Innenhof, welches ursprünglich als Laden mit Wohnmöglichkeiten designt wurde, zwei kleine Zimmer von je 6,25 Quadratmetern. In dem einen habe ich ein Gaskocher, ein wenig Geschirr und einen Tisch mit Spiegel und zwei Stühlen. In dem anderen

steht das Bett mit Moskitonetz und einer kleinen Ablagemöglichkeit. Kochen tue ich meistens nur früh eine Tasse Schwarztee oder abends manchmal ein kleines Abendbrot. In der Regel esse ich jedoch in der Schule mit. Im Garten gibt es drei Latrinen und direkt daneben einen kleinen Verschlag zum Waschen, wo ich mich mit frisch gezapftem (Wasserpumpe) und stark eisemhaltigen Wasser

waschen kann. Am Anfang war es sehr etwas gewöhnungsbedürftig sich im Dunste der Latrinen zu waschen, doch gewöhnte ich mich ziemlich schnell daran. Das Waschen der Klamotten, vor Allem der hellen Sachen, wird mit kaltem Wasser so ziemlich zur Herausforderung. Manche Sachen werden wohl nie wieder ihre ursprüngliche Farbe sehen.

In dem Haus wohnen mehrere Familien und Einzelpersonen, Hunde und wie fast überall Hühner, krächzende Hähne und diverse Kleintiere. Als ich einzog begrüßte mich ein Gecko, bienenartige Tiere, Fliegen, Käfer und Moskitos. Johnmarry (Lehrer der Schule) wohnt auch dort und so saßen wir bereits abends zum Quatschen ein- zweimal zusammen. Mal sehen, vielleicht machen wir noch eine Koch-Community auf.

In einem unregelmäßigen Wechselspiel kommt und geht die Elektrizität. Oft saß ich abends oder morgens im Kerzenschein und las oder schrieb an diesem Brief. Über meine Stirnlampe, die ich mit ins Gepäck gepackt habe, bin ich überaus dankbar. Nicht nur zuhause sondern auch auf meinen abendlichen Heimwegen hat sie mir schon große Dienste erwiesen, da Fahrräder hier generell ohne Licht fahren. 6 Uhr in der Früh ist es noch stockdunkel, doch bereits 6.30 Uhr ist es helllicher Tag. Am Abend ist es um sieben dunkel und so fahre jedesmal im Dunkeln heim. Die Nächte hier sind sehr unterschiedlich dunkel. Einmal spendeten die Sterne so viel Licht, dass ich ohne Lampe fahren konnte. Doch schon in der darauffolgenden Nacht hatte ich Mühe mit dem Handylicht den Weg zu erkennen. Seitdem verlasse ich mein Zuhause nicht mehr ohne Stirnlampe.

Das Leben in meinem neuen Zuhause erinnert mich stark an meine Outdoor-Urlaube in Schweden oder Polen. Da ich das ständige Draußen sein dort immer genossen habe, ist die neue Lebensweise auch keine so große Umstellung.

### **Undugu Family**

Undugu Family ist eine Friedensbewegung, die ursprünglich aus Tansania stammt und von dem Jesuiten Fr. Msele gegründet wurde. Das Motto von Undugu ist die Vereinigung aller Menschen, unabhängig von Rasse, Geschlecht oder Stamm, als Brüder und Schwestern und als Kinder Gottes. Unter diesem Motto versammeln sich Menschen um gemeinsam z.B. zu musizieren, zu tanzen, zu kochen oder Geschäfts- oder Einkommensideen auf der Mikroebene zu entwickeln. Fr. Msele wurde nach Uganda versetzt und hat dafür gesorgt, dass es heute in dem von ständigen Bürgerkriegen und ethnischen Spannungen geprägten Land nun eine Vielzahl von Undugu-Gruppen gibt. Derzeit lebt er auch mit bei uns auf dem Schulgelände. Letzte Woche hat mich eingeladen, die Undugu-Zentrale in Gulu zu besuchen, wo auch die Undugu-Band Gulus probt. Und da die Zentrale gerade einen Umzug hinter sich hatte, wurde alles gerade wieder so ein Bissel auf Vordermann gebracht. Im Zuge dessen durfte ich einen Nachmittag lang Verstärker der Band mit neuer schwarzer Farbe versehen. Am

nächsten Tag wohnte ich einem Evaluations-Meeting der Band bei. Das Besondere am dem Meeting war, dass am Anfang und am Ende die Undugu-Hymne mehrstimmig und mit rhythmischen Klatschen unterlegt gesungen wurde.

In der Vergangenheit geriet einer der tragenden Mitglieder auf die schiefe Bahn, hat einige Verstärker entwendet und den eigenen Bruder (auch Bandmitglied) beraubt. Nachdem er eine Zeit lang verschollen war, sitzt er jetzt in Untersuchungshaft. Die entwendeten Dinge sind immer noch nicht wieder aufgetaucht. Bis klar war, wer die Verstärker entwendet, herrschte ein großes Misstrauen in der Band und hat praktisch die Probenarbeit komplett lahm gelegt. Dieses Vertrauen muss jetzt stückweise und durch Rückbesinnung auf das verbindende Element, die Musik, wieder hergestellt werden.

Hätte ich mehr Zeit, würde ich wahrscheinlich voll mit in die Band einsteigen, doch jeden 2 Abend zwischen 17 und 22 Uhr in der Stadt zu proben ist nicht drin. Auch spielen die Jungs und Mädels Songs nach dem Gehör und haben nur teilweise ein paar Grundkenntnisse in der musiktheoretischen Harmonielehre. Der Leiter und Pianist hat sich durch Lesen in Büchern versucht Wissen anzueignen. Mit ihm und anderen Interessenten werde ich wahrscheinlich einmal die Woche eine Einheit in Musiktheorie machen, sodass sie irgendwann auch mal Songs nach Harmoniesymbolen spielen können. Einer der Gitarristen meinte auch, dass er mich in den typisch Afrikanischen Gitarren-Beats unterrichten wolle. Darauf freue ich mich schon ganz besonders.

### **Das letzte Wochenende in Kampala**

Letzes Wochenende bin ich mit Johnmarry nach Kampala gefahren, um ein paar Dinge zu kaufen, die in Gulu nicht erhältlich sind. Johnmarry besorgte unter anderem den Stoff für die neuen Schuluniformen und fuhr noch weiter nach Massaka, um den Zahnarzt in seiner Heimatstadt zu besuchen. Ich wollte mich nach zwei Gitarren für die Schüler am OCJC umschaun und außerdem vier Jack-to-Jack Kabel für die Undugu-Band organisieren. An diesem Wochenende kam ich in den Genuss, das erste Mal den „öffentlichen Verkehr“, also die Taxis und „Boda-Bodas“ der ugandischen Metropole, zu nutzen. Johnmarry setzte mich nach fünfstündiger Busfahrt auf dem zentralen Taxi-Park, wo hunderte Taxis kreuz und quer parkten, am richtigen Taxistand ab. Den Weg ins Xavier House, wo ich fürs Wochenende wieder unterkam, war dann schnell gefunden. Die Taxis fahren entlang bestimmter Routen und wer aussteigen oder einsteigen will, muss dies per Handzeichen erkenntlich machen.

Da im Xavier-House schon seit geraumer Zeit drei Gitarren vor sich hin vegetieren, durfte ich 2 davon mitnehmen. Nun brauchte ich nur noch Ersatzsaiten und die Kabel.

Am Samstag war ich dann nur noch mit Bodas unterwegs. Dabei fuhr ich nur mit Fahrern, die schon

für die Jesuiten gefahren sind. Auch bekam ich den Tipp, wann immer ich das Gefühl habe, dass die Fahrer zu risikofreundlich unterwegs sind, anzuhalten und mir ein anderes Boda zu suchen. Am Vormittag ging es durch den gemäßigten Verkehr zum Kiseka-Market.

Im geschäftigen Treiben des späten Samstagmorgens fand ich ziemlich schnell einen Laden, wo ich Saiten für die Gitarren bekam. Im Grunde was es ein Geschäft, in dem man alle möglichen elektronischen Geräte bekam. Als ich einem Mitarbeiter erklärt hatte, was ich suchte, führte er mich in das Depot im Keller. Dort befand sich die Musikabteilung mit allerlei gebrauchten Instrumenten. Er meinte, die Saiten wären in einer Art



Safe und so musste ich lange warten. Ein wenig seltsam war mir am Anfang schon zumute –ich als einziger Weißer im Keller unter lauter Ugändern. Doch schon bald hatte sich dieses Gefühl verzogen. Beim Preis verhandeln kam mir zugute, dass mir Fr. Msele einen ungefähren Richtpreis gegeben hatte. Bei den Gitarrenseiten hat es hin gehauen, aber bei den Jack-to-Jack-Kabeln war der gute Pater nicht „up-to-date“. Da ich die Kabel in der gewünschten Länge im ersten Laden nicht bekam, ging ich in einen anderen. Dort erklärte man mir, dass man mir die gewünschte Länge, Kabel und Stecker zusammenlöten könnte. Doch als ich versuchte den dreifachen Preis von Fr. Mseles Preis zu drücken, wurde ich gnadenlos abgeblockt. Zurück in dem ersten Laden im Kellergeschoss kam man mit derselben Idee, diesmal für den fünffachen Preis. Da ich die Kabel aber dringend brauchte, handelte ich den Preis auf den dreifach runter. Dann fingen die Herren an die Kabel zu löten. Während meiner Wartezeit bekam einen Drink spendiert und lernte unter anderem das Grüßen auf Kisuaheli und Luganda. Glücklicherweise ging es per Boda zurück zum Xavier-House. Diese Mal bahnte sich der Bodafahrer seinen Weg durch Staus, vorbei an Schlaglöchern, über Bordsteine und die Gegenfahrbahn nutzend zurück zum Xavier House. Irgendwie hatte ich jedoch keine Sorge, dass wir nicht heil ankommen würden. Es war einfach ein unglaubliches Erlebnis, bei dem ich dem Verkehrsgeschehen richtig auf den Grund fühlen und förmlich einatmen konnte. Im Gegensatz zum Auto ist man auf dem Boda im Verkehr „mittendrin statt nur dabei“. Am frühen Nachmittag hab ich dem obersten Jesuitenpater in Kampala Fr. Isaac ein paar Gitarrengriffe und Tonfolgen gezeigt und erläutert, wie man ein Stimmgerät zu nutzen hat. Er hat eine für ugandische Verhältnisse eine richtig gute Gitarre. Es war jedoch äußerst schwierig ihm, der abgesehen von ein paar Gesängen absolut keine Ahnung von Musik hat, die Grundlagen des Instruments zu erklären. Auch dauerte es nicht lange, bis seine Fingerkuppen anfangen zu schmerzen. Doch am Ende war er ganz zufrieden und

meinte, er würde jetzt die Gitarre mit auf Arbeit nehmen und jeden Tag eine halbe Stunde üben. Bin gespannt, was daraus wird.

Später besuchte ich Susi Möller (JRS) und gemeinsam mit Timothy, ihrem ugandischen Freund, tranken wir bei ihnen zuhause Kaffee und plauschten gemütlich. Den Abend verbrachten wir im Nationaltheater Kampalas. Am Wochenende fand dort ein Festival mit zeitgenössischem Tanz statt, bei dem neben Tänzern aus Afrika auch eine deutsche Tänzerin dabei war. Später fuhren wir zu dritt auf Timos Boda noch in ein Viertel aus dem Timo selber stammt, um dort eine Kleinigkeit zu essen und ein Runde Pool zu spielen. Dieses Viertel wirkte sehr arm, besaß jedoch einen ganz eigenen Charme. Als Touri wäre man sicher nie dorthin gelangt, doch mit einem einheimischen Guide entdeckt man so manche interessante und gemütliche Ecke in der Stadt. Nach diesem wundervollen Abend ging es am Sonntagmorgen wieder zurück nach Gulu. Dort packte ich sogleich die neuen Saiten auf die Gitarre ohne Saiten. Dort musste ich feststellen, dass das Instrument wohl einen entscheidenden Fehler hat. Spielt man die hohe E-Saite aufm dritten Bund, so erklingt anstelle des „g“ ein „gis“. Schiebt man die Saite in Richtung der h-Saite so bekommt man wieder „g“. An alle Gitarrenexperten unter euch: Kennt ihr dieses Phänomen und wenn ja, wie kann ich es beheben ohne mir die Finger zu brechen? Ich freue mich über jede Antwort.

### **Fazit der ersten dreieinhalb Wochen**

Die ersten Tage in Uganda waren überaus erlebnisreich und anstrengend. Ich habe so viel geschlafen wie noch nie in meinem Leben. Das tropische Klima mit der hohen Luftfeuchte und fast immer Dauertemperaturen über 25° C, eine völlig neue Kultur, die mich in den ersten Wochen auch emotional sehr berührt hat, das direkte Erleben von Armut, wie ich es bisher nur vom Erzählen kannte, gefühlte hunderttausend neue Menschen und Namen, permanentes Englischsprechen und nebenbei Acolilernen und die vielen beschriebenen Herausforderungen haben ihre Wirkung nicht verfehlt. Doch durch die freundliche Aufnahme hier in der Schule, das Integrieren in verschiedene Aufgabenbereiche, die Nähe zu den Schülern und auch die täglichen Messen mit den Jesuiten und Schwestern bekomme ich das Gefühl, ein Stück weit angekommen zu sein. Schrittweise kann ich auch mein Schlafpensum wieder herunterschrauben. Mittlerweile ist es nicht mehr komisch, dass mich die Ugander anders behandeln als ihre Mitmenschen, eben nur weil ich „weiß“ bin und in ihren Augen sehr wohlhabend. Ein Zeichen, dass ich mich schon an meine Umwelt gewöhnt habe ist, dass es mir jetzt jedesmal seltsam vorkommt, wenn ich in Gulu einem fremden Weißen über den Weg laufe. Dann vergess ich oft, dass ich selbst weiß bin.

Oft wünsche ich mir mehr Strukturen in meinen Aufgaben und klarere Verantwortungsbereiche, um nachhaltiger arbeiten zu können. Da muss jedoch noch etwas Geduld haben und die Augen offen

halten, bis sich die Strukturen entwickeln. Das ist wohl das Prozedere, welches ein jeder Freiwilliger durchmacht.

Ob meine Arbeit einen nachhaltigen Sinn hat, kann ich jetzt noch nicht beurteilen. Doch zumindest bin ich hier und versuche meine Zeit sinnvoll zum Wohle der Schüler und Menschen um mich herum einzusetzen. Am meisten genieße ich die Zeit, die ich mit Menschen, vor allem Studenten und



Kindern verbringe.

Schließen möchte ich mit der Begegnung mit einem kleinen ugandischen Mädchens Namens Esther auf dem Markt in Gulu: Ich war gerade wieder einmal mit Jeanne einkaufen und wartete an einem Stand bis sie ihre Einkäufe erledigt hatte. In diesem Moment kam ein kleines süßes Mädchel vom Nachbarstand zu mir herüber und startete mich voller Neugierde an. Nachdem ich sie

begrüßt hatte, ließ sie meine Hand nicht los und fing an mit zu spielen. So hielt sie sich an zwei meiner Finger fest und ich drehte sie im Kreise. Nachdem ich mit Jeanne weitergegangen war, kam uns Esther noch ein Stück hinterhergelaufen. Für uns beide war diese Begegnung besonders. Mir hat sie vor allem gezeigt, dass es unglaublich bereichernd ist, sich Zeit füreinander zu nehmen. Und so hoffe ich, dass diese Zeit noch oft finden werde im nächsten Jahr.

Habt vielen Dank für die Gebete, Gedanken, Emailgrüße und Spenden. Sobald ich für letztere eine Verwendung gefunden habe, lass ich es euch wissen.

Herzliche Grüße an euch alle aus dem Ocer Campion Jesuit College

Georg

Spendenkonto: Jesuitenmission Kto: 5 115 582 BLZ: 750 903 00  
Liga Bank Nürnberg Verwendungszweck: X38121 – Döhn, Georg